



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Merz, Heinrich: Münchens Kunst und Künstler : zwölf Briefe

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Münchens Kunst und Künstler.

Zwölf Briefe

von

Dr. Heinrich Herz.

Sechster Brief.

Der Geist der Zeiten und seine Denkmale. — Künstler, Mäcene und Volk. — Die Gegenwart und ihre Dichter. — Die Gemälde in den königlichen Gemächern. — Hiltensperger und Julius Schnorr. — Die Nibelungen. — Historische Bilder.

Ein Geist, eine Weltanschauung war es, in der die alten Künstler lebten und wirkten. Dieser einige Geist war der Pulsschlag einer in sich eintigen und festgeschlossenen Zeit, die sich von ihm ihr Monument setzen ließ. Des Monumentes würdig ist nur das seine Zeit Belebende und Bewegende, nur das Große und Allgemeine. Das Kleine schmückt Anderes und läßt sich von Anderem schmücken. Das Große ist sein eigener Schmuck, wie seine eigene That, es ist nicht für Anderes, nur für sich selber da, es dient nicht der Zeit, nicht dem augenblicklichen Genuße, sondern dem ewigen. So ist es nicht Sache der Laune und Willkür, sondern der innersten Nothwendigkeit, die in sich Selbstbestimmung, Originalität ist.

Jede wahre Kunst ist eine monumentale. Alles Große und Lebenskräftige strebt heraus in die Oeffentlichkeit, die ihm allein das volle weite Feld für seine Kraftäußerung bieten kann. Nur das Kleine bleibt zu Hause in dem engen Versteck, den es eben auszufüllen und zu beherrschen vermag. Wo also ein großer Geist durch eine Zeit und ein Volk zieht, da verkündigt und vereinigt er sich in öffentlichen großen Monumenten. Der griechische Geist baute um seine plastischen Schöpfungen die göttlichen Tempel, der römische,

der nur durch die Gefunkenheit des fremden groß war, ließ sich denn auch seine Größe durch Monumente bezeugen, der germanische blühte in die Wunderblumen seiner Dome auf, der (römisch-)katholische wob sich aus Duft und Licht in Kirchen und Palästen sein ewiges Prachtgewand. —

Da wurde denn gebaut und gemalt, nicht weil man es brauchte oder wollte, sondern weil man mußte. Weil man malte, waren Gönner und Mäcene da, nicht weil letztere da waren, malte man. Weil man Großes malte, waren große Plätze da, nicht aber schuf man große Räume, damit sie bemalt werden könnten. Der Maler ging nicht nach Brod, sondern das Brod zum Maler. Man malte nicht, um zu leben, sondern man lebte, um zu malen. Man lebte nicht von dem Malen, sondern man malte von, aus dem Leben. So malte sich der Geist, die Fülle, das Innerste dieses Lebens und dieser Zeit und stellte sich in seinen Werken als eine ewige Mahnung und Warnung für die Zukunft hin. Mahnung zur Nachfolge, Warnung vor Nachahmung.

Eine Zeit also, welche wahrhafte Monumente schafft, muß etwas in sich haben, was sie als ihr Bestes und Eigenstes sich und der Nachwelt vor Augen stellt. Sich selbst stellt sie heraus, ihre Seele, nicht etwas Anderes oder Fremdes oder Entlehntes. Aus ihrem eigenen Schooße, den die sie bewegende Idee befruchtet, gebiert sie in Einem Künstler und Mäcene, Käufer und Bewunderer. Das Volk erkennt seinen Geist in seinen Künstlern und deren Werken wieder, darum braucht es nicht gespornt, geweckt, erinnert, gemahnt zu werden, seine Künstler doch ja nicht zu vernachlässigen und ihre Werke auch ordentlich zu genießen: es jauchzt von selber wie Ein Mann ihnen entgegen. Man braucht keinen der heutigen Köder für Privatinteressen, weil schon Einheit, Liebe, Interesse, gemeinsamer Sinn das ganze Volk durchdringt und die Kunst eben dies Durchdringende und allgemein Daseiende zur verherrlichten Darstellung bringt. Mit all Euren Kunstvereinen und Kunstausstellungen werdet Ihr nichts als ein Interesse der äußern Bildung und Belehrung im Volke erwecken, wenn es ja nicht blos bei der Neugierde und dem Rißel des Ehrgeizes, der Reputationsucht stehen bleibt. Ein Volk läßt sich nicht künstlich zu etwas machen, was es nicht

schon im Innersten ist. Es ist ein altes Sprüchwort: Unnützig der Hund, der zum Jagen getragen werden muß.

Man sollte denken, wenn je Eine, so sei die unsrige Zeit eine monumentale, da die Denkmale ja allenthalben wie Pilze aus der Erde wachsen. Allein Sie sind ja wohl weit entfernt, alle diese rührenden Schauspiele unter dem Gesichtspunkte eines wirklich nationalen Bewußtseins und einer eigentlich künstlerischen Wirkung zu betrachten. Sind doch alle fast aus particulärem, subjectivem, oft egoistischem, nicht selten grillenhaftem Interesse hervorgegangen und bei keinem hat die Nation aus Einem Herzen und in Einer Begeisterung ihr Bestes der Kunst zum Opfer gebracht. Bei allen ging die Kunst und die Idee bei dem Publikum als solchem recht erbärmlich betteln. Es war und ist kein innerer gemeinsamer Trieb, sondern eine äußere Sucht und Mode. Man suchte nach etwas Großem, Deffentlichem, man hatte wohl ein gewisses Bedürfniß zu solcher öffentlichen Darstellung, aber weil man in sich und in der Gegenwart keinen Stoff und Inhalt fand, machte man die Gräber auf und stellte die Vergangenheit vor den Riß der Gegenwart. Vielleicht liegt ein Anfang vor Heraustreten aus subjectiver Häuslichkeit und Genüßlichkeit in eine objective That und Betrachtung in jenen Vorgängen ausgesprochen. Ist es auch meist nur die Eitelkeit, so ist eine Eitelkeit, die öffentlich hervorzutreten wagt, doch ein Anflug von wirklichem Selbstgefühl, eine Ahnung davon, wie eine rechte Zeit aufzutreten hat. Aber freilich, wo kein in sich geeinigter, mit sich selbst fertiger, völliger Geist noch da ist, wo er nicht so in gemeinsamem Bewußtsein erstarkt ist, daß er als eine Wirklichkeit sich von sich selber ablösen, als Etwas vor sich hintreten kann, so lange er noch verschämt in sich hineinschauen muß, noch nicht offen und keck in das Leben, das sein ist, heraus schauen darf, so lange er noch im engen Häuschen bleibt, nicht auf den öffentlichen Platz herauszutreten wagt, so lange es kein öffentlicher, sondern ein privater, kein allgemeiner, sondern particulärer, kein objectiver, sondern subjectiver, kein handelnder, sondern ein träumender, dichtender und denkender Geist ist, so lange es keine geschichtlich schöpferische Zeit ist, kann sie auch keine monumentale sein.

So lange ein Volk seine Vergangenheit für seine Gegenwart reden läßt, so lange es sich an das hält, was es war und sein

könnte, so lange es sich nur in seinen GröÙen, nicht aber seine GröÙen in sich, als sein eignes, bestes Theil anschaut, so lange es sich in seiner Geschichte, nicht seine Geschichte in sich wieder spiegelt, so lange es über, aber nicht mit seinem Wesen Speculation treibt, ist es nur eitel, nicht stolz. Stolz kann man nur auf sich selber, nicht auf Anderes sein. Und doch ist es ein Fortschritt, daß unser deutsches Volk neuerdings doch wenigstens eitel werden will und sich dessen freut, was es war und was es sein könnte. Je mehr es sich seines geschichtlichen Werthes und Berufes erinnert, desto mehr wird es einer tüchtigen, geschichtlichen Entäußerung fähig werden, wird sich darauf hin in einer nationalen Gesamtheit vor sich und die Welt hinstellen und wenn es so im Lichte des geschichtlichen Tages dasteht, werden seine Künstler nicht mehr um Stoffe verlegen zu sein brauchen, sie werden etwas zum Sehen und darum zum Schaffen haben. Der Geist, welcher sich so in die Geschichte hinausgestellt haben wird, wird ohne Säumnis die Kräfte in sich wecken, die Genien gebären, welche, sein gegenständig gewordenes Großes in das Element des Geistes zurücknehmend und künstlerisch es von dem räumlich und zeitlich Vergänglichen reinigend, zu einem in sich Ewigen und Unsterblichen, zu einem Monumente seiner selbst herausgestalten werden.

Also kann von einer monumentalen Kunst wie von einer historischen nur als einer zukünftigen die Rede sein und es ist erfolglos, in der armen, geist- und begeisterungslosen, that- und geschichtslosen, darum poesie- und kunstlosen Gegenwart den Mund mit so hohen, unverstandenen Worten so voll zu nehmen. Oder ist unsere Zeit nicht poesielos, trotz Schiller und Göthe und trotz des ganzen ihnen nachsummanden Dichterwaldes? Konnten sie doch alle ihre Anschauungen und Begeisterungen nicht aus der Zeit nehmen, nicht aus der Umgebung, sondern nur aus ihrem Innern. Darum blieb die ganze neue deutsche Poesie trotz aller epischen und dramatischen Anläufe nur eine lyrische und musikalische. Die Lyrik ist ein gutes Zeichen für ein Volk, sie ist die Prophetin seiner Epik und Dramatik. Der Geist, der sich in seine Innerlichkeit vertieft und sammelt, mag zu seiner Zeit voll und fertig in das äußere Leben stürmen. Und schon beginnt dieser lyrische Geist, nachdem er lange genug geträumt, geweint und geliebt, endlich auch einmal zu erwachen, zu jubeln, zu donnern und zu hassen. Die „Gedichte Herwegh's“

sind solche Vorfamensstöße der Zukunft, welche die Träumer und die Verstorbenen aus dem Schlummer schmettern.

Weil es also nicht unsere Zeit und ihr Geist ist, der sich in diesen Werken ein Denkmal setzt, können Sie die Münchner Kunst Alles, nur keine monumentale nennen. Sie hat keine eigene Seele, keine eigene Bedeutung, sie ist nicht ihr eigener Zweck, sie schmückt sich mit fremden Federn, um Fremdes zu schmücken. Sie ist Nichts als ein Puz und Aufpus, Nichts als eine Laune, eine Mode. München ist das große Modejournal der neuen Kunst.

Es muthet Sie daher sicherlich heiterer und anspruchsloser an, wo diese Kunst ihr decoratives Wesen nicht hinter eine monumentale Maske verstecken will. In den Gemächern des Königsbaues und der neuen Residenz tritt sie heiter und anmuthig, wenn auch zum Theil nur als schelmisch-schmuckes Kammermädchen Ihnen entgegen und umstrickt Sie mit all ihrem neckischen, jugendlichen Zauber. Hier will sie nicht die Herrin spielen, hier will sie nur dienen und schmücken. Auch schneidet sie keine heilige Grinasse, sondern sie zeigt sich in ihrer natürlichen Grazie ohne viel Zimperlichkeit und Koketterie. Während in den Kirchen draussen für das Volk, die Plebs, nur religiös gemalt wird, blüht hier die alte und die neue Heidenwelt in buntem Farbenschmuck. Orpheus, Hesiod, Homer, Pindar, Anakreon, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes, Theokrit in den Gemächern des Königs, Walthar von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Bürger, Klopstock, Wieland, Göthe, Schiller, Tieck in den Gemächern der Königin geben Stoff und Geist für den sinnigen Schmuck und eine unerschöpfliche Fülle von Gemüth. Hier mögen Sie auch rückhaltlos sich dieser technischen Vollkommenheit, dieser Hand- und Pinselfertigkeit, dieser Biegsamkeit und Fügsamkeit des Talentes freuen, welche sich in all die verschiedenen Zeiten, Stimmungen, Anschauungen und Stoffe so lebendig hineinzu fühlen und sie so heiter und kunstvoll zu reproduciren wußte. Nicht Alles hat gleichen Werth in Composition und Ausführung, das versteht sich von selbst; aber Sie werden immer aufs neue mit Lust und Liebe hingehen, sobald Sie nur nicht vergessen, daß es von Anfang bis zu Ende nur ein Werk der ältern und neuern classischen Bildung ist, daß ein hochgebildeter König für sich dieses malen ließ, und nicht für das Volk, das nie und nimmer die Bil-

bung und Gelehrsamkeit zum Verständniß und Genuß der fremden Stoffe mitbringen könnte. — In den untern Gemächern der neuen Residenz malt Hiltensperger Schwanthaler's Compositionen zur Odyssee in enkaustischer Manier; eine außerordentlich anmuthige Bilderreihe. — In den untern Sälen des Königsbaues und in den obern der neuen Residenz waltet Julius Schnorr mit seinen Schülern.

J. Schnorr ist der Meister der königlichen Hofburg. Haben Sie die obern Säle des Königsbaues voll, ja überfüllt von lieblichen Bildern und Bildchen verlassen, und betreten die untern Räume, so muß sich Blick und Gefühl heben, wenn die grandiose Welt der Niebelungen Ihnen entgegenschreitet. Im ersten Saale sind die Helden und Heldenpaare statuarisch behandelt. Ueber dem Eingange sitzt der Dichter, umgeben von der alten Märe, der ewig jungen Saga. Allen Troß und Unmuth suchte der Maler in das mächtige Brunhildensbild zu legen, allen Liebeszauber, alle süße Bangigkeit um das geliebte Leben sollte Chriemhilde, an der Brust ihres Siegfried lehrend, vergegenwärtigen. Nach meinem Gefühl ist der Künstler darin um etwas zu weit gegangen. Besser ist auch der grimme Hagen als der wohl zu sentimental gehaltene Volker wiedergegeben. Dagegen sind Dietrich von Bern und Meister Hildebrandt, Gzel und Rüdiger, Siegmund und Sieglinde und besonders Frau Ute mit dem lieben Gernot und Gieselher mächtig und lieblich ansprechende, lebensgroße — und lebendige Gestalten. In dem zweiten Saale ist Chriemhildens und Siegfried's Vermählung, noch mehr die Mittheilung des Geheimnisses vom Gürtel mißlungen, dagegen macht die Rückkehr Siegfried's aus dem Sachsenkriege und noch mehr Brunhildens Ankunft in Worms durch Lebendigkeit von Composition und Färbung einen unverlöschlichen Eindruck. — Wie oft stellte ich mich in eine Ecke, oder schlich in den andern Saal, um ungestört von der Menge und ihren Fragen, was denn die Niebelungen seien, in die große Vorwelt zu flüchten und denjenigen zu beneiden, der in solchen Räumen, in solcher Umgebung wohnen dürfte mit dem Bewußtsein, ihrer würdig d. h. noch größer als sie zu sein. . . .

In den Brunksälen der neuen Residenz malt Schnorr die Geschichte Karl's des Großen, wovon ich nur erst die Frieße sah; den Barbarossa-Saal füllt die Kaiserwahl in Frankfurt, die Eroberung

Mailands, die Versöhnung mit Alexander III. in Venedig, das Volksfest in Mainz, die Schlacht bei Konium und der Tod im Saale. Im zweiten Saale lesen Sie die Geschichte Rudolph's von Habsburg: wie er dem Priester sein Pferd zum Uebersetzen des Baches gibt, vor Basel seine Wahl zum König erfährt, Ottokar von Böhmen schlägt und den Landfrieden einsetzt. Fast Alles in eben so tüchtiger, als gefälliger Ausführung. — Daß durch dieses Rückgreifen in die Stoffe der deutschen Kaiser- und Königsgeschichte kein Moment für eine nationale und wie wir sie meinen, historische Kunst gegeben sei, brauche ich Ihnen nicht zu wiederholen. Nicht das Interesse des Volkes, sondern der gelehrten Bildung vermögen diese particulären Herrscher geschichten zu wecken. Sie sind unserm Bewußtsein, unserm gegenwärtigen, in die Zukunft strebenden Geiste fremd, und können daher dem immer in die Freuden und Leiden der Gegenwart gestellten Volksgeiste auch auf die kunstreichste Weise nicht verlebendigt werden, daß es sich darin finden, schauen und erfreuen könnte. —

### Siebenter Brief.

Ein Ausflug nach Sendling. — Der Kampf der Oberländer Bauern gegen die Oesterreicher, von Lindenschmit. — Die große Bavaria auf der Sendlinger Höhe.

Was das Volk zu ergreifen fähig ist, das mögen Sie sehen, wenn Sie mit mir einen Spaziergang nach dem Dorfe Sendling machen wollen. Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, gibt zudem das hübsche Dorf, da es auf einer kleinen Erhöhung, der Sendlinger Höhe, liegt, die beste Uebersicht über Gegend und Stadt. Bei und in Sendling fanden im Jahre 1705 am heiligen Christtage, den 25. Dezember, die feindlich in's Baierland einfallenden Oesterreicher verzweifelten Widerstand durch eine Schaar Oberländer Bauern, die ein Opfer ihres heldenmüthigen Patriotismus wurden und dafür auch auf dem allgemeinen Münchener Gottesacker ein gegossenes Denkmal (in Form eines Weihbrunnentessels) erhielten.

Ein schöneres und gewiß populäreres hat Ihnen der Maler Lindenschmit an die der Straße zugekehrte Wand ihrer Kirche gemalt. Das Fresko-Gemälde stellt den wüthenden Kampf in einer vortrefflich aufgefaßten Scene dar. Den Mittelpunkt des Ganzen

bildet ein im Vordergrunde stehender älterer, aber kraftvoller Bauer mit schönem Bart und Wuchs. Das Hemd aufgeschürzt, hält er in der Linken die Fahne, während er mit dem kurzen eisernen Streitkolben in der Rechten nach einem Kroaten rückwärts schlägt, der, von rechts hersprengend, mit aller Wuth auf ihn einhauen will; das Pferd wendet sich vor dem Kolbenschlag rechts ab; unter ihm auf einem todten Jüngling liegt ein Tiroler auf dem Rücken, erkenntlich an der Pfauensfeder an dem Hute, und zielt mit seinem Stutzen in dieser verzweifeltsten Lage nach dem Kroaten hinauf. Links von dem Fahnenträger, der in seiner ausschreitenden Stellung und ausholenden Haltung sich auf das kräftigste vor Allem heraushebt, erreicht ihn ein anderer Kroatete fast schon mit dem Spieße; zwischen beiden im Mittelgrunde schlägt ein Bauer mit der Art noch einen Kroaten nieder, der, auf den Boden geworfen, sein Pistol gegen ihn abdrückt. Unter den überall auf dem Boden liegenden Leichen zeichnet sich zu Füßen des Fahnenträgers ein schöner junger Bauer aus, der eben verscheidend die Art aus der Hand sinken läßt. Rechts hinter diesen Gruppen sinkt ein Bauer mit einer Sense, von einer Kugel getroffen, rücklings, wo Leichen, Trümmer, Feuer und Rauch die Scene füllen. — Ueber dem Bilde thront Christus auf den Wolken, hinter ihm steht eine Schaar seliger Helden, zum Theil mit Kränzen versehen. Rechts kommen die Sendlinger Bauern, mit Hacken und Sensen und Spießen noch bewaffnet, herauf, bescheiden und fast zaghaft, ob sie die dargebotene Hand des Herrn, der ihnen durch die linker Hand stehenden Engel den Ehrenkranz geben lassen will, ergreifen dürfen.

Dies ist einmal ein Moment aus dem Leben des Volkes, hier steht es einen Sonntag seines Daseins, hier mag es fort und fort seine eigne Kraft und Herrlichkeit feiern. Die Composition der Kampf-Scene ist vortreflich, die Ausführung zwar kräftig, doch bei weitem nicht vollendet, besonders schlecht ist die Himmels-Scene gemalt. Da sehen Sie den Münchener historischen Kunstgeist. Wie es Kaulbach bei seiner Zerstörung Jerusalems nicht genug war, in dem rein irdischen Vorgange die göttliche Idee so vortreflich, wie er es wirklich that, darzustellen, so hat auch Lindenschmit eine phantastische Vision noch darauf kleben müssen. Wird der Tod für das Vaterland erst dadurch zu einer heiligen Sache, daß das kirchliche

Siegel darauf gedrückt wird? Oder hätte die Kriegsscene ohne diesen Stempel nicht an das friedliche Gotteshaus gepaßt? Das an sich Unheilige wird durch keinen Weihwedel und keine Bekreuzigung geheiligt, was aber an sich im Menschenherzen als ein Heiliges widerklingt, dessen Gemeinschaft darf die Kirche sich nicht schämen. Die Andacht der Bauern vor dem Bilde wird, wenn auch für die Ungebildeten nicht gestört, so doch auch nicht erhöht durch die darüber hingemalte Himmelszene. Aber das können die Münchener nicht begreifen, wie sie nicht mehr ausdrücklich den Wolkenhimmel voll Heiligen brauchen, wenn sie in einer heiligen, göttlichen That den Himmel auf der Erde gemalt haben. Sie begreifen es nicht, wie sie damit ihre Kunst, statt sie in den Geruch der Heiligkeit zu bringen, in Wahrheit herunterwürdigen und geradezu entheiligen. Es ist und bleibt eine Versündigung gegen den heiligen Geist der Kunst, wenn man ihn als Taube wieder von der Erde weg, wo er Fleisch geworden ist und leibhaftig Wohnung gemacht hat, in die Luft fliegen läßt. Es ist mehr als Unverstand, das in die Un-sichtbarkeit verklärte, das rein geistige Leben des „Himmels“ sichtbar darstellen zu wollen. Es empört sich das wahrhaft christliche und darin vernünftige Bewußtsein gegen diese Walhalla-Vorstellung, die Sendlinger Bauern mit ihren Stutzen und Sensen in den Himmel einmarschiren zu lassen. So sinnlich und grobmateriell ist auch der Katholicismus nicht, jedenfalls soll kein Gebildeter die ohnehin so grellen Bilder vom Jenseits unter dem Volke noch verstärken.

Aber abgesehen von dieser leidigen, aus der Tradition in das moderne Bewußtsein herüberspukenden Verirrung ist das von den Münchener christlichen Pinseln doch als zu profan über die Achsel angesehene Gemälde ein vortreffliches Werk. Hier an dem öffentlichen Orte kann es seine Wirkung nicht verfehlen: das Volk, das sich hier selber in seiner Herrlichkeit schaut, immer auf's Neue in eine erhöhte, zu lebendigem Thun anregende Stimmung zu versetzen. „Das Bild,“ meinte ein mich begleitender Freund, „das Bild wird noch manchem Franzosen das Leben kosten“ — oder auch manchem Kosacken, setzte ich hinzu. . . .

Wir gehen von unserm Sendlinger Ausflug am Rande der Anhöhe fort, um auf dem nächsten Wege in einer der Bierfestungen für unsern Gang uns zu belohnen, da kann ich Ihnen unterwegs

den Platz zeigen, von wo die bairische Ruhmeshalle und die kolossale Bavaria die weite Gegend beherrschen wird. Meister Schwantaler, der sie modellirt, und Meister Stiglmaier, der sie zu gießen hat, haben daran alle Hände voll zu thun. Denn es ist ein gar zu übermächtiges Weib. Sie wird 54 Fuß hoch werden und erforderte zu ihrer Formung ein eigenes hohes Bretterhaus, das ihr beim königl. Gießhaus errichtet ist. Eine hohe Jungfrau, im griechischen Gewande, aber ziemlich rundem bairischen Schnitte des Gesichtes und freundlichem Ausdruck, hält sie in der Linken einen Kranz empor, in der Rechten ein Schwert, der rechte Fuß lehnt sich an einen kolossalen sitzenden Löwen, um das hochaufgebundene Haar zieht sich ein Laubkranz, über die Brust fließt ein Löwenfell herab. Die Verhältnisse sind ungeheuer. Man erschrickt, wenn man beim Eintritt in die Hütte von der besonders gearbeiteten und dastehenden Büste die mächtige Haarmasse vom Scheitel niederfließen und zwischen Schulter und Ohr die Arbeiter, welche die letzte Hand anlegen, aufrecht dastehen sieht. Es wird durch das Innere eine Wendeltreppe in den Kopf führen, der 4 bis 6 Personen beherbergen kann; durch die Augen hindurch wird man Stadt und Land schönstens übersehen können. Der Daumen der schönen Dame ist drei Spannen, die kleine Zehe einen Schuh lang und auf den Nagel des kleinen Fingers konnte die Königin von Griechenland, als sie bei der holden Schönen einen Besuch abstattete, gerade ihre Hand auflegen. — Meine guten Münchener haben allen Respect vor dem Kranz und Schwert und Löwen, doch ist ihnen die erste beste bairische Dirndl, die im schmucken, silberumfetteten Nieder und silbernem Ringelhäubchen ein rechtschaffen schäumendes Seidel kredenzt, viel lieber, als die kalte, leblose Landsmännin bei Stiglmaier draußen. Ja, gutmüthig wie sie sind, will es ihnen in der Seele leid thun, während sich Alles liebt und gattet, sie allein so einsam auf ihrer Sendlinger Höhe wissen zu sollen. „Es ist nicht gut, daß das Mensch allein sei,“ sagen sie auf gut christlich deutsch, „die Bavaria muß,“ meinen sie, „den kupfernen Hermann auf dem Teutoburger Wald heirathen.“ . . .

## Achter Brief.\*)

Die bronceene Gesellschaft in Stiglmaier's Atelier. — Mozart und Jean Paul. — Die Gewandung moderner Bildsäulen. — Ein Seitenblick auf Schiller. — Der Dank des Volkes gegen seine großen Männer. — Unsere Statuen und wir! —

Nicht unwürdige Gesellschaft findet die Bavaria einstweilen in Stiglmaier's Werkstätten. Da stehen ihr vor Allem als Paladine die bis jetzt fertigen sieben von den Vaterfürsten, welche, aus Bronze gegossen und jede mit dem Golde von 500 Dukaten vergoldet, zwischen die Säulen des großen Thronsaales in der neuen Residenz zu stehen kommen werden. Prächtige Statuen! Schmuck und Waffen an ihnen ist hellglänzend, die Körperteile sind matt gehalten, was eine eben so majestätische als lebendige Wirkung macht. Die hohen Gestalten schauen in ihrem fürstlichen Glanze gar feierlich und ernst herunter, und doch stehen sie so leicht und schwungvoll in kolossaler Größe auf ihren Postamenten da. — Nicht weit davon steht die Statue Mozart's und Jean Paul's. Schwanthaler hat Thorwaldsens großen Fehler bei der Schillerstatue vermieden und den Musiker wie den Dichter nicht zur träumenden Kopfhängerei verdammt, sondern sie frei und offen den Blick der Begeisterung zu den himmlischen Sphären erheben lassen. Mozart blickt frisch und kühn aus, die rechte Hand mit dem Griffel, zum Schreiben gerüstet, hängt herab, die linke Hand hält einen Notensreif und zieht den Mantel etwas an dem linken Fuße herauf, der auf dem Felsen um etwas höher als der rechte steht. — Auch Jean Paul blickt in die Höhe gerade aus, auf die Eingebungen seines humoristischen Genius lauschend, die Rechte mit dem Stifte erhebt sich gegen das Haupt, um dem einschlagenden Gedanken alsbald den Ausdruck in das Schreibbuch zu geben, das die Linke, abwärts gesenkt, in der Hand hält. Das eine Bein ist übergeschlagen und so lehnt die ganze Figur, während Mozart frei dasteht, in bequemer Stellung an einem Baumstamm. Im Knopfloch des Fausrocks steckt sein Orden: eine Rose.

Auch Göthe wird Schwanthaler in dem modernen profaischen Rocke und in ähnlicher Stellung darstellen. Was sollen wir dazu

\*) Wir müssen unsere Leser darauf aufmerksam machen, daß diese Briefe Ende 1841 geschrieben worden sind.

sagen? Die Umhängung eines idealen Gewandes ist uns fremd und etwas Entlehntes, die Kleidung unserer Zeit ist unpoetisch und unplastisch. Das ist das ewige Dilemma. Ich meinerseits bin der Ansicht, daß wenn je gemonumentirt werden soll, eine verständig gewählte und angeordnete ideale Gewandung der Kunst eine Nothwendigkeit ist. Ist sie unserm gewöhnlichen Leben etwas Fremdes, so stellen wir die Genien ja auch bislang immer noch als etwas von außen, d. h. durch Zufall und Geschick, nicht aus unserer eigenen Nothwendigkeit uns Entgegenkommendes in diesen Denkmälern gegenüber. So lange sie uns, unserm und unseres Volkes Bewußtsein wie vom Himmel gefallene Größen dastehen, die wir nicht in uns selber und in denen wir uns nicht selber fühlen, so lange sie als ideale Gestalten außerhalb unsers realen Lebens stehen, mögen sie, wie sie ihre Stoffe und Ideen aus höhern, fremden Regionen, aus dem Alterthum und Mittelalter, oder aus der Zukunft und dem Kosmopolitismus, nicht aus der nationalen lebendigen Gegenwart nehmen, auch ihr monumentales Gewand wo anders her nehmen.

Oder ist denn, von Göthe und Jean Paul nicht zu reden, auch nur Schiller trotz der hunderttausende von Exemplaren, die Cotta einem verehrungswürdigen Publikum auf die Prunkgestelle geliefert hat, so in das deutsche Bewußtsein eingegangen, daß dieses sich in ihm, wie ihn in sich fühlt und besitzt? Gerade das Volk, das ihn auf den Schild gehoben, um mit ihm Göthe und die freiere Sittlichkeit zu verlästern, welche nicht mit der moralistrenden Elle gemessen und nicht mit der Gesetzesruthe todgeschlagen werden kann — gerade dieses Volk, das dem Marne des Jahrhunderts Altäre und Denkmäler baut, hat mit all dem Enthusiasmus für die Freiheit, worin Schiller der Große und Größte war, auf's gründlichste sein Polster gefüttert, um in träger Behaglichkeit, dem Unlebendigen, dem Gewesenen und Verwesenden zu hofiren und die Zukunft an die Gegenwart und Vergangenheit zu verkaufen. Weil sie, die Unmännlichen, ihre großen Männer nicht haben wollen, so sollen sie dieselben auch nicht als die Ihrigen haben. Ich lobe mir nun erst noch Thorwaldsen, daß er die Schillerstatue in ein ideales Gewand hüllen wollte, wenn es auch schlecht genug ausfiel; ich verdenke es Schwantaler, daß er den Philistern die Geister, welche sich weit über das träge Schlafmützenvolk hinausgeschwungen, nun wieder recht in seine

jämmerliche Mitte stellt, daß es nun in die Hände klatschte, und ausruft: siehe, er ist worden wie unser Einer. Die armen Herren, sie, welche Könige waren in ihren Reichen, deren Name in das Buch der Ewigkeit geschrieben ist, sie müssen am Ende noch aussehen wie Ihr; langweilig, prosaisch, bettelhaft werden wie Euer Einer! Das drückte und beengte Euch wie ein Alp im süßen Schlafe, diese Männer als Mahner an das Licht des Tages und an den Kampf der Freiheit vor Euch zu wissen; Ihr solltet sie verstehen, ergreifen und verwirklichen, Ihr solltet werden wie sie — was thut Ihr? Ihr macht die Schlafmütze zum Klingelbeutel, tizelt Euch ein bißchen Patriotismus in die Ohren, bis die Baggatelle zusammengebetzelt ist, womit ein bescheidener, uneigennütziger Künstler Euch vor dem Alpdruck zu befreien verheißt hat. Und wenn er dann geworden ist, wie Ihr, ein recht gelungenes Nachbild Eurer Prosa, Eurer Langeweile, dann jubelt Ihr und stellt ihn auf Eure Gemüsemärkte oder sonst in Eure Umgebung, ziehet eiserne Gitter und Ketten darum, daß Ihr ungestört Euch und ungefährdet an Eurem Ebenbild erbauen und bespiegeln könnt. — So habt Ihr ihnen ein Schnippchen geschlagen: Sie wollten Euch zu etwas machen, sie wollten mehr sein als Ihr, sie wollten Euch ihr Leben und Wirken schenken — und Ihr, während Ihr mit kaum 20 Dukaten sie allesamt für Eure Bibliothek aufkauft, Ihr habt sie gemacht, habt Ihnen ein Standbild für so und so viele Tausende machen lassen. Das heißt vergelten und quitt werden. Wer ist nun des Andern Schuldner, auf wessen Seite liegt der Dank? — Die Todten schweigen und der Lebende hat Recht. . . Ja, es ist rührend im höchsten Grade, wie „die Lebenden“ ihren „Todten“ ein Lebehoch zurufen.

Wie es wohl wäre, wenn die Künstler sich einer Aufgabe entschließen, der sie unter den gegebenen Verhältnissen bei bestem Können und Wollen nicht gewachsen sind? Wenn sie dem Publikum, das um jeden Preis sich gegen seine großen „Todten“ generös bezeugen will, erklärten, die Sache gehe nicht; das liebe Publikum müsse selbst vorher ein anderes werden, müsse die großen Geister erst sich zu eigen machen, sie in sich hereinleben, an diesem idealen Stoffe selbst ein bißchen idealer, von Jopf und Frack losgebundener werden, ehe es sie wieder aus sich herausstellen und sich in ihnen

anschauen könne —? Da würde das Publikum vielleicht in sich gehen, den alten Menschen ausziehen sammt dem alten Rock, und sich seiner würdig zu machen, Idealität, Poesie, Schaubarkeit und Darstellbarkeit zu gewinnen suchen, und sich nicht mit einem monumentalen opus operatum begnügen wollen.

Einstweilen müßten wir freilich all die schönen Feste und Festreden missen, welche so ein Denkmal-Enthüllungstag uns bereitet — aber was kümmert das die Kunst? Diese brauchte sich doch nicht fort und fort nothzünftigen zu lassen und zu einem ihrer unwürdigen, unfruchtbaren Dienste herzugeben. Vielleicht würde sie dann auch einsehen, wie sie als Plastik wenigstens nicht so an Alles, was ihr in den Weg kommt, sich wagen darf; der Mann, dessen Ohr dem Gesang der Sphären lauscht, der Mann, dessen Auge voll ist von den Glanz-Gestalten, die es am überhimmlischen Orte schaut, ist doch wohl kein Vorwurf für Marmor und Erz? An Jean Paul ist Alles philiströs, werfeltäglich von der kleinen Zehe bis zum großen Backenbart, nur der Geist, der durch das volle Antlitz bricht, nur die Seele, die aus dem herrlichen Auge sprüht, verkündigt uns den Schöpfer des Hesperus; wohin damit in der Statue, in dem dunkeln, farb- und lichtlosen Bronzebilde?

Die alten Griechen haben ihre plastischen Figuren meistens bemalt, noch mehr hat unsere mittelalterliche, namentlich deutsche Bildnerei ihre Figuren mit Farbe belebt. Der Maler ging dem Holzschneider auf dem Fuße, ja er ging seiner Hand nach und strich nicht an, wie es heutige Barbarei in Restaurationen thut, sondern suchte durch die kunstreichste Vollendung und Durchführung die Holz- (und Stein-) Gebilde mit einem Hauche geistigen und gemüthlichen Lebens zu überziehen, wußte sie so ganz in natürliches, aber verklärtes Leben zu stellen, daß sie mit überraschender Wahrheit nicht als todte Wachfiguren, sondern als lebendige Gestalten vor das erstaunte Auge treten. So leitete unsre Vorfahren ein reines, gesundes Gefühl, ein offener, lebendiger Blick in ihrem künstlerischen Verfahren und brachte sie den Alten näher als alle unsere dicken Commentare und akademische Gelahrtheiten. Wir aber meißeln und gießen Geist, Leben, Seele, Gemüth, Poesie aus unsern Statuen heraus und freuen uns dann kindisch, wie wir's doch in Allem so herrlich weit gebracht. . . .

Das Auge muß gemalt werden, wenn es Auge und nicht eine starre leblose Höhle bleiben soll. Kann unsere Plastik ihrer Vorgängerin das Geheimniß nicht mehr abfragen, darf sie vielleicht es nicht einmal mehr, weil sie ein ganz anderes Princip und Gebiet gewonnen hat, so überlasse sie das Geschäfte einfach ihrer anstelligern Schwester — der Malerei und bleibe sammt ihren starren, leblosen, blinden, steinernen und ehernen Denkmalbildern hübsch zu Hause. — Mag man immerhin ein Interesse haben, einen berühmten Mann persönlich kennen zu lernen, so kommt es uns doch immer mehr in den Sinn, ihn sprechen, als ihn sehen zu wollen. Das Leibliche hat uns Neuern seine alte Bedeutung verloren; es ist uns keine Tugend mehr, von schönem Körper zu sein, unser Volk klatscht einer aus dem Meer sich erhebenden nackten Phryne nicht mehr athenischen Beifall zu; der Cultus des Leibes hat mit der Cultur desselben aufgehört. So ist unsere Kunst nicht mehr die im Leibe, sondern die im Geiste waltende. Und wir sollten wahrlich es unsern Künstlern fast sehr verleidern, uns zum Vorwurf für Hammer und Meißel zu nehmen. Sie sollten collegialisch uns den modernen Kleiderkünstlern gönnen, welche alle Hände voll zu thun haben, um uns in ein humanes Maß zu rücken und hier eine Kürze, dort eine Länge, hier eine Krümme, dort eine Schiefe, hier einen Auswuchs, dort einen Schaden zu vernähen. In der That auch, die Schulbank, die Schreib- und Studirstube, die Näh- und Strickstube, alle unsere Bildungs-Institute sind ganz dazu geeignet, dem Bildhauer Menschen zu liefern! Heine, der Orthopäde und die Spartaner, welche mißbildete und schwächliche Kinder aussetzten! Die Hasenhaide hat noch gute Zeit, um die Palästinen Athens zu ersetzen! —